**(53) Pos. 2: Stefan Zweig – ein scharfsichtiger Fatalist**

Am 12. Februar 1938 bestellt Hitler den österreichischen Bundeskanzler Kurt Schuschnigg nach Berchtesgaden auf den Obersalzberg ein.[[1]](#footnote-1) Er erzwingt von Schuschnigg einschneidende Zugeständnisse: die freie politische Betätigung der österreichischen Nationalsozialisten, die Ablösung des österreichischen Generalstabschefs und die Einsetzung des Wiener Rechtsanwalts und NSDAP-Mitglieds Arthur Seyß-Inquart als Innen- und Sicherheitsminister. Nach diesem Diktat steht für politische Beobachter fest, dass der Anschluss Österreichs nur noch eine Frage der Zeit ist, und zudem, dass dies seitens des Dritten Reiches nur ein erster Schritt der territorialen Expansion ist, dem weitere folgen werden.

Zu den Beobachtern, denen in diesem Augenblick die weitere Entwicklung klar vor Augen steht, gehört überraschenderweise Stefan Zweig. In einem Brief vom 16. Februar 1938 an Romain Rolland,[[2]](#footnote-2) seinen langjährigen Freund, formuliert Zweig unmissverständlich seine diesbezüglichen Ansichten:

„Mein teurer Freund,

ich danke Ihnen aus ganzem Herzen für Ihren guten Brief.[[3]](#footnote-3) Es ein trauriger Tag für uns Österreicher – ein Vaterland für immer verloren, ein letzter Angelpunkt zerborsten. Ich persönlich erwartete dies schon seit vier Jahren, nichts konnte meine Überzeugung irreführen, und gegen den Willen meiner Frau […] verließ ich mein Haus, gab meine Bücher auf, meine Sammlungen, um das Einzige zu retten – meine Freiheit! Ich habe noch meine alte Mutter in Österreich, leider Gottes, und viele Freunde, deren Geschick mich besorgt, aber ich hatte sie seit Jahren gedrängt, Mut aufzubringen, alles zu riskieren und ihre Existenz auf sichererem, freierem Terrain zu gründen – sie bezeichneten mich als ‚öffentlichen Entmutiger‘.“

Bündig und knapp weist Zweig darauf hin, dass er nicht undifferenzierten Ängsten Ausdruck verleiht, sondern aufgrund seiner Kenntnis der Geschichte urteilt, als Verfasser historischer Romane:

„Ich habe die Geschichte zu aufmerksam verfolgt, um nicht zu wissen, daß niemals diplomatische Verträge die brutale Realität aufhalten, und vielleicht erinnern Sie sich, daß ich Ihnen schrieb, ich würde von diesem Land endgültig Abschied nehmen.“

Zweig weist auch auf die Konsequenzen hin, die sich nicht nur für die eigene Arbeit ergeben, sondern für die *aller* deutschsprachigen Schriftsteller. Insgesamt ist die Entwicklung nahezu unüberschaubar. Europas Stabilität ist erschüttert; die Gefahr eines Weltkriegs rückt damit in unmittelbare Nähe:

„Für uns Schriftsteller ist die Situation schrecklich: wir verlieren unser letztes deutschsprachiges Publikum, und Sie wissen, daß alle Übersetzungen Verrat begehen, auch die besten. Und dann, dieser erste gefallene Stein [die Annexion Österreichs] wird in Kürze den gesamten Verteidigungswall gegen die Nazis zum Einsturz bringen. Die Tschechoslowakei wird geteilt werden, Ungarn terrorisiert, und nach dieser Säuberung wird der große, umfassende Kampf gegen Rußland beginnen. Wir werden keine andere Freiheit als die innerliche bewahren können – die einzige, die nicht durch Bedrohungen überwältigt werden kann.“

Sieht man vom Überfall auf Polen einmal ab, mit dem der Weltkrieg dann tatsächlich beginnt, so ist dies exakt dasSzenario des Zweite Weltkriegs*.* – Zweig schließt seinen Brief mit einem Hinweise auf die Zukunft der Demokratie. Sein Tonfall wird bitterer. Fatalismus greift Platz:

„Welch ein Absturz der Demokratie – und welch ein Triumph von Ideologie und Gewalt. Wenn ich traurig bin, so weder aus Sentimentalität noch aus Egoismus – mich dauert unser ganzes Zeitalter und der Teil der Jugend, der gelebt haben wird, ohne jemals Freiheit gekannt zu haben!“

Die Vorahnungen haben auf Zweig psychisch zerstörerische Wirkung. Um Halt zu finden, sucht Zweig Kontakt mit seinen Freunden. Er ist sich sicher, bei ihnen Unterstützung zu finden:

„Morgen werde ich den verehrten Roger Martin du Gard und Masereel treffen, und wir werden an Sie denken, mein teurer, mein guter Freund. […] Ich leide mehr unter den Dingen (wie im *Jeremias*), wenn ich sie für mich allein vorahne, als wenn sie in Wirklichkeit eintreten; die Vorstellung entnervt. Der Widerstand stärkt.

Aus ganzem Herzen Ihr getreuer

Stefan Zweig“

Eine derartig klarsichtige Analyse hätte man bei Stefan Zweig, einem zwar hoch geachteten, aber vergleichsweise „unpolitischen“ Autor, nicht ohne weiteres erwartet. Aufgrund ihrer Scharfsicht übertrifft sie das Urteil der meisten, im Vergleich mit Zweig politisch weitaus stärker engagierten Exilschriftsteller.

\*

Stefan Zweig wird von einem Teil der Exilforschung politische Urteilskraft abgesprochen.[[4]](#footnote-4) Der Grund ist, dass Zweig sich nach der nationalsozialistischen Machtübernahme immer wieder geweigert hatte, öffentlich Stellung zu nehmen. Diesen Standpunkt vertrat er bereits *vor* der nationalsozialistischen Machtübernahme.[[5]](#footnote-5) Offensichtlich wollte er sich politisch weder von der Gesamtheit des Exils noch von einzelnen Gruppen vereinnahmen lassen. Dass er gleichwohl den Nationalsozialismus strikt ablehnte, stand aus seiner Sicht diesem Verhalten nicht entgegen. Er hielt beides offensichtlich für vereinbar. Die Diskrepanz führte jedoch zu Konflikten, und sie schädigten Zweigs Ansehen und Reputation.

Zweig war in mancher Hinsicht ein Opfer des Polarisierungszwangs, der das Exil über Jahre hinweg dominierte. Weshalb er sich diesem Zwang mit aller Kraft widersetzte, ist in der Forschung nach wie vor umstritten. Dass er ein ausgeprägter Individualist war, ist sicherlich richtig, aber erklärt nicht alles. Hannah Arendt hat in einer Besprechung von *Die Welt von gestern*, die über weite Strecken den Charakter einer Gesamtwürdigung von Zweigs Person hat, auf die spezifische *großbürgerlich* jüdische Prägung hingewiesen.[[6]](#footnote-6) Überzeugend ist diese Deutung aus heutiger Sicht und nach Kenntnis von Zweigs Korrespondenz nicht. Für wahrscheinlicher halte ich, dass ihm persönlich geprägte literarische Fehden generell zuwider waren. Das Beispiel, das ihm dabei sicherlich vor Augen stand, war die Fehde zwischen Alfred Kerr und Karl Kraus. Sie hatte das gesamte Wiener Kulturleben in Anhänger und in Gegner von Kraus gespalten. Das Ergebnis war ein Klima der Intoleranz. Nichts aber lief Zweigs Denk- und Gefühlsleben so sehr entgegen wie Intoleranz.[[7]](#footnote-7) Zweig zögerte jedoch nicht, sich auch für Anhänger von Karl Kraus einzusetzen, so für das Erscheinen von Canettis Erstlingsroman *Die Blendung* im Herbert Reichner Verlag, dem eigenen Verlag.[[8]](#footnote-8) – Ein weiterer Grund ist vermutlich, dass ihm „Politik“ zutiefst verhasst war. Politik war für Zweig eine Sache des Machtkalküls und der von Vernunft geleiteten Heuchelei. Politik war in Handeln und Verhalten sich manifestierender Zynismus. Stefan Zweig hat in seinem *Joseph Fouché* diesen Typus des Politikers prägnant und mit nicht zu überbietender Verachtung analysiert. Ein *unpolitischer* Schriftsteller war Zweig nicht.

Der Zwang zur politischen Stellungnahme war durch den Nationalsozialismus und seine Verfolgungsmaßnahmen jedoch vorgegeben. In einer Situation, in der das Dritte Reich seine Gegner in Konzentrationslager einwies, wurde die Verweigerung einer öffentlichen Stellungnahme zugunsten zu Gunsten der KZ-Häftlinge zu einer problematischen und notwendigerweise *missverständlichen* Haltung. Zweig unterschätzte – oder negierte – die polarisierende Kraft, die von dieser politischen Situation ausging und die jede Entscheidung, wie individuell gerechtfertigt sie auch war, in ein übergeordnetes System polarer Oppositionen: von Diktatur und Verfolgung, Herrschaftslegitimation bzw. Infragestellung dieser Legitimation, einpasste. Zweig desavouierte durch sein Verhalten das Exil.[[9]](#footnote-9) Die politische Situation verlangte nach öffentlichem Protest. Das Machtkalkül, dem sich Zweig nicht unterwerfen wollte, ging nicht vom Exil, sondern Dritten Reich aus. Die Verunglimpfung des „politischen Gegners“ wurde seitens des Dritten Reichs zielgerichtet als Instrument der Isolierung eingesetzt. Wer sich dieser Tatsache nicht bewusst war und versuchte, eine Position „au dessus de la mȇlée“ einzunehmen, wurde seitens des Exils zwangsläufig der gegnerischen Seite zugerechnet. Handeln, spektakulärer öffentlicher Protest, war angesichts der Situation, die in Deutschland bestand, das Gebot der Stunde.

Den Anstoß zu dieser Entwicklung liefern zwei schwerwiegende Fehler. Ende Februar 1933 beginnt Zweig seine Zusammenarbeit mit Richard Strauss bei der Erstellung der Oper *Die schweigsame Frau.* Er entwirft das Libretto, Strauss die Partitur. Die Zusammenarbeit endet im Januar 1935. Dass Strauss eine charakterlich problematische Persönlichkeit, ein Opportunist, ist, musste Zweig jedoch spätestens seit dem Mai 1933 bekannt sein. In einem Brief an Romain Rolland vom 10. Mai 1933[[10]](#footnote-10) schildert er ausführlich, dass Strauss und Hans Pfitzner, beide gute Freunde von Thomas Mann, den von den Nationalsozialisten inspirierten, gegen Mann gerichteten „Protest der Richard-Wagner-Stadt München“ mit unterzeichnet hätten, sich also in jeder Weise charakterlos gegenüber ihrem früheren Freund verhalten hätten. Trotzdem stellt Zweig seine Zusammenarbeit mit Strauss nicht ein. Dass er auf diese Weise Künstler wie Fritz Kreisler, Bronislav Huberman oder Arturo Toscanini desavouiert, die sich weigern, unter dem Diktat der Rassengesetzgebung weiterhin in Deutschland aufzutreten und diese Weigerung auch durch öffentliche Erklärungen manifest machen, ist ihm offenbar nicht bewusst. – Die Zusammenarbeit endet mit einer Katastrophe: Der Name von Zweig darf auf der Partitur der *Schweigsamen Frau* nicht erscheinen;[[11]](#footnote-11) Zweigs dringende Aufforderung, Strauss solle unter diesen Umständen die Uraufführung absagen, „sonst würde sein wunderbares Werk seiner eigentlichen Sphäre entrückt und zum Politikum“,[[12]](#footnote-12) wird von Strauss negiert. Leidtragender dieser Affäre ist Stefan Zweig.[[13]](#footnote-13)

Vielleicht noch schwerwiegender ist ein zweiter Fehler. Obwohl Zweig sich darüber im Klaren ist, dass sein Name seit den Bücherverbrennungen vom Mai 1933 auf allen Schwarzen Listen steht, also an eine weitere Veröffentlichung seines literarischen Werkes in Deutschland nicht zu denken ist, zögert er, sich von seinem Hausverlag, dem Insel Verlag, zu trennen. Auch hier kommt es zum Eklat. Auslöser ist die Affäre um *Die Sammlung.* Zweig hatte Klaus Mann versprochen, ein Kapitel aus dem noch nicht erschienenen *Erasmus-*Buch für *Die Sammlung* zur Verfügung zu stellen. Als ihm im September 1933 Richard Strauss den Schmähartikel eines NS-Blattes zuschickt, in dem die *Sammlung* angegriffen wird, reagiert Zweig damit, dass er seinem Verleger Anton Kippenberg die Mitteilung zuschickt, er habe seinen Beitrag für *Die Sammlung* bereits storniert. Ohne Rücksprache mit Zweig leitet Kippenbergs Vertreter diese Erklärung an das Propagandaministerium weiter. Sie wird am 14. Oktober 1933 im *Börsenblatt* *des deutschen Buchhandelns* veröffentlicht.[[14]](#footnote-14) Die Reaktion des Exils ist nahezu einheitlich: Stefan Zweig war seinen Kollegen, die aus Deutschland hatten fliehen müssen und die sich bemühten, der Exilliteratur ein Forum zu schaffen, in den Rücken gefallen.

Wie klarsichtig Zweigs politische Äußerungen zeitweise sind, zeigt ein Brief an Romanin Rolland vom 10. Mai 1933.[[15]](#footnote-15) Es werden hier die Bücherverbrennungen angesprochen, die Ausschlüsse aus der Preußischen Akademie der Künste, der „Protest der Richard-Wagner-Stadt München“ Mann und die Umstände von Thomas Mann Flucht ins schweizerische Exil. Dem Leser wird aufgrund dieses Briefes deutlich, das Zweig ein gut informierter Beobachter ist, der sich nicht der Illusion hingibt, die politischen, gegen das Dritte Reich gerichteten Äußerungen der englischen Minister könnten die Politik des Dritten Reiches ändern. Die wirklichen Entscheidungen werden in der Politik an ganz anderer Stelle getroffen – „auf der Konferenz des Geldes“:

„Mein teurer Freund, ich antworte Ihnen heute, am 10. Mai, einem Ruhmestag [sic!], wo meine Bücher auf dem Scheiterhaufen in Berlin brennen, gegenüber der Universität, wo ich vor 1 000 Menschen über Sie gesprochen habe, gegenüber dem Theater, wo Stücke von mir aufgeführt wurden. Ihnen wurde das große Unrecht angetan, Sie zu verschonen – Ihr Wort gegen das Neue Deutschland wurde wohl nicht gelesen![[16]](#footnote-16) Für mich ist es ein schöner Tag – ein wenig eingetrübt wird er allerdings durch die Feigheit der anderen. Seit meine Name auf der Liste gelesen wurde, fast kein Wort mehr aus Deutschland. Man hat Angst mir zu schreiben!

Mein Freund, jeden Tag las ich in Italien und hier die Zeitungen: englische, französische etc. Ich habe die Reden der englischen Minister gelesen. Aber ich weiß zu gut, daß das menschliche Gehirn aus einer denkbar weichen Masse besteht. Allzu schnell wird vergessen, sobald es sich um Geschäfte handelt [sic!]. Den Beweis dafür liefert Rußland, das der deutschen Industrie im Moment, wo der Boykott es bedrohte, eine enorme Unterstützung mittels umfangreicher Aufträge zuteil werden ließ, ja, dasselbe Rußland, das seine Anhänger massenweise niedergetreten, getötet, eingesperrt sieht. Die Erregung unter den Arbeitern ist sehr groß. Man hatte erwartet, daß Rußland sich vom Neuen Deutschland distanzieren würde. Im Gegenteil, es geht mit diesem vertrauter um als mit dem vorherigen. Man sagt, es handele sich dabei um hohe Politik: wegen des Niedergangs der Sozialdemokraten erhoffen sie sich den Kommunismus als einzige Lösung für das vierte Reich nach dem ‚Dritten Reich‘ Hitlers. Aber ich versichere Ihnen, die Arbeiter, die leiden und wie wilde Tiere gehetzt werden, verstehen nichts von dieser weisen Politik, sie sind ganz einfach wütend und enttäuscht. […] Nein, mein Freund, die Politik kennt keine Sentimentalität, noch nicht einmal Gefühle. Sie wird mehr und mehr zu einer geometrischen, mathematischen Kunst, einem kalten Spiel. Ich habe nicht Ihren heiligen Glauben an die Wirksamkeit moralischer Aufstände [sic!]; es sind nur Aufwallungen, nicht eine aktive und sichere Richtungsvorgabe. Sie werden sehen, auf der Konferenz des Geldes, einem letzten Kraftakt gegen die universelle Pleite, wird man sich anfreunden, und das wäre auch so, wenn man in Deutschland nicht nur unsere Bücher, sondern uns selber verbrennen würde.

Dies alles kommt Ihnen pessimistisch vor. Aber mein Freund, ich stelle fest, daß jetzt eine viel größere Feigheit herrscht als während des [Ersten Welt-] Krieges. Ich habe meine Papiere durchblättert und staunte darüber, was 1914, mitten im Krieg, alles gesagt werden durfte: heute würden sich noch nicht einmal unsere Zeitungen oder die Neue Zürcher Zeitung trauen, auch nur ein Tausendstel davon zu drucken. […] Nie war die offizielle Zensur so mächtig wie heute die freiwillige Zensur der Angst. [!] Und unsere hohen Herren! Man verjagt Thomas Mann und zwanzig andere aus der Akademie, um dort Unbekannte zu plazieren, kleine Papierschwärzer: und Gerhart Hauptmann bleibt in aller Seelenruhe dort. [!] Man greift Thomas Mann niederträchtig an, weil er Wagner diffamiert habe […], und Richard Strauss und Hans Pfitzner unterschreiben. [!] Kein einziger Protest eines deutschen Schriftstellers gegen das Autodafé von Werfel, von Wassermann, von Schnitzler, von mir! Keiner, keiner, keiner! Noch nicht einmal in einem privaten Brief! Stille, Angst, Ausflüchte! […]

Ich bin innerlich darauf eingestellt wegzugehen. Schwieriger ist es, dies äußerlich vorzubereiten. Bei verläßlichen Freunden wichtige Unterlagen (wie die Korrespondenz mit Ihnen, die Tagebücher etc.) verschwinden zu lassen (nicht zu vernichten). […] Thomas Mann und die anderen konnten noch nicht einmal ihre Manuskripte mitnehmen, sie wurden ihnen von Freunden gebracht. […]

Sie sehen, ich erhoffe mir nichts vom ‚Gewissen‘ gegen Deutschland, ich mache mir keine Illusionen darüber, daß wir alle eine große Schlacht verloren haben […]. Man sieht, daß derjenige Recht bekommt, der fest zuschlägt, ohne sich um die Meinung der Moralisten zu kümmern: laßt es uns also genauso tun!

[…] Nun Adieu! In einigen Stunden wird der Scheiterhaufen in Berlin brennen, aber ich werde leben und, wie ich hoffe, auch meine Bücher!

Ihr sehr getreuer

Stefan Zweig!“

Hier äußert sich ein scharfsichtiger Fatalist, ein „professioneller Schwarzseher“,[[17]](#footnote-17) dem die Gefahren, die auf Deutschland und die deutschen Nachbarstaaten zukommen, vor Augen stehen, der aber, weil ihm die Gesetzlichkeit bewusst ist, nach der politische Entwicklungen ablaufen, sich außer Stande sieht, durch bloße Appelle in das Geschehen einzugreifen. Er weiß, dass gesetzliche Abläufe nicht durch „Appelle“ zu beeinflussen sind. Täte er es trotzdem, würde sich selber als Intellektueller desavouieren.

 Das vielleicht einfühlsamste, verständnisvollste Porträt Stefan Zweigs stammt von Thomas Mann. Es ist eine Art Wiedergutmachung an einem Autor, der politisch und literarisch immer wieder geschmäht worden ist. Thomas Mann schrieb dieses Porträt zum 10. Todestag von Zweig:

„Die zehnte Wiederkehr des Tages, an dem Stefan Zweig von uns ging, ruft den ganzen Kummer wieder in mir wach, der mich beim Eintreffen jener erschütternden Nachricht erfüllte. Ich gestehe, daß ich damals mit dem Verewigten gehadert habe wegen seiner Tat, in der ich etwas wie eine Desertion von dem uns allen gemeinsamen Emigrantenschicksal und einen Triumph für die Beherrscher Deutschlands sah […]. Seitdem habe ich anders und verstehender über seinen Abschied zu denken gelernt, und keinen Augenblick mehr vermag dieser Hingang der Ehrerbietung Abbruch zu tun, die ich für sein Leben, seine die ganze Welt beschäftigende Leistung immer gehegt habe.“

Anschließend spricht Thomas Mann davon, dass die Welt, der Zweig emotional verbunden gewesen sei, 1914 ihr Ende gefunden habe. Zweig habe in einer Welt „voller Hassgeschrei, feindlicher Absperrung und brutalisierender Angst, die uns heute umgibt“, nicht fortleben wollen. Sein literarischer Ruhm sei davon jedoch nicht berührt worden:

„Es ist wahr, daß selbst diese ihm tödliche Welt seinem ungeheueren Ansehen unter den Menschen nichts anhaben konnte. Sein literarischer Ruhm reichte bis in den letzten Winkel der Erde, – ein merkwürdiges Vorkommnis bei der geringen Popularität, deren sonst deutsches Schrifttum im Vergleich mit französischem und englischem sich erfreut. […] Aber nie ist mit tieferer Bescheidenheit, feinerer Scham, ungeheuchelterer Demut ein Weltruhm getragen worden. Das ist viel bezeugt, und da ich ihn kannte […], will ich es auch bezeugen und aus eigener bewegender Erfahrung bestätigen, wie weit offen der Vielbewunderte der Bewunderung war für fremde Leistung, und wie er – doch immer eigener Pläne und Aufgaben voll – Mühe und Zeit nicht sparte, diese Bewunderung als kritische Lobpreisung hinausgehen zu lassen in die Welt.

Die Verbreitung des Guten war ihm Herzenssache, und wohl die Hälfte seines Lebens hat er daran gewendet, zu übersetzen, zu propagieren, zu dienen, zu helfen. Wenige wissen, oder niemand weiß, in welchem Maße er seinen überall hinreichenden Einfluß, seine hohen Einkünfte, an denen ihm nichts lag, benutzt hat, zu fördern, zu retten, zu unterstützen.“

Thomas Mann spielt an dieser Stelle darauf an, dass Zweig zahllose, finanziell schlecht gestellte exilierte Kollegen finanziell unterstützt hat, ohne über diesen Tatbestand auch nur ein Wort zu verlieren. Diskretion war ein Teil von Zweigs Persönlichkeit.[[18]](#footnote-18) – Thomas Mann schließt seine Laudatio mit dem Hinweis, dass Zweig Anstoß erregte:

„Ich will noch eines sagen: Es gab Zeiten, wo sein radikaler, sein unbedingter Pazifismus mich gequält hat. Er schien bereit, die Herrschaft des Bösen zuzulassen, wenn nur das ihm über alles Verhaßte, der Krieg, dadurch vermieden wurde. Das Problem ist unlösbar. Aber seitdem wir erfahren haben, wie auch ein guter Krieg nichts als Böses zeitigt, denke ich anders über seine Haltung von damals – oder versuche doch, anders darüber zu denken.“

Thomas Manns letztes Wort ist: „Sein literarischer Ruhm wird zur Sage werden“.[[19]](#footnote-19)

1. Zum politischen Kontext der Vorgänge vgl. das nachfolgende Kap. 1 „Hegemonialpolitik, Krise des Exils etc.“. [↑](#footnote-ref-1)
2. Stefan Zweig: *Briefe.* 1932 – 1942. Hrsg. von Knut Beck u. Jeffrey B. Berlin. Frankfurt a.M. 2005, S. 213 f. Der Brief ist im Original auf Französisch abgefasst; er wird hier in der deutschen Übersetzung (S. 606 f.) zitiert. [↑](#footnote-ref-2)
3. Die Kommentatoren der Briefausgabe Stefan Zweigs weisen darauf hin, dass Rolland an 15. Februar einen Brief an Zweig geschrieben hatte. Ob Zweig sich auf diesen Brief bezieht, ist jedoch unklar. [↑](#footnote-ref-3)
4. Vgl. hierzu die Polemik von Volker Michels gegen die aus seiner Sicht tendenzöse Haltung der Exilforschung (Volker Michels: Stefan Zweig – Ein Indikator für die Exilforschung. – In: *Exil* 13, H. 2, S. 66 – 68). [↑](#footnote-ref-4)
5. In einem Brief an Romain Rolland vom 9. Mai 1932 formuliert Zweig seinen diesbezüglichen Standpunkt. Für seine Einstellung ist bezeichnend, dass er sich dabei auf ein historisches Vorbild, auf Erasmus von Rotterdam, bezieht. Er bereitete zu diesem Zeitpunkt bereits seine *Erasmus-*Biografie vor: „Ich träume […] von einem Buch über Erasmus von Rotterdam. Sein Schicksal ist das *unsere.* Wie einsam er an seinem Lebensende war, weil er weder für die Reformation noch dagegen Partei ergreifen wollte und weil er den Haß wegen dieser belanglosen Frage [!] nicht verstand. Ich werde Ihnen eines Tages einige seiner Briefe in Kopie schicken. Es ist, als seien sie erst gestern und von uns selbst [!] geschrieben worden.“ - Stefan Zweig: *Briefe.* 1932 – 1942, S. 384 (im Original auf Französisch, hier zitiert in der deutschen Übersetzung). [↑](#footnote-ref-5)
6. Hannah Arendt: Juden in der Welt von gestern. – In: Hannah Arendt: *Die verborgene Tradition.* Acht Essays. Frankfurt a.M. 1976, S. 74 – 87. [↑](#footnote-ref-6)
7. Wie stark die Kontroverse Kraus – Kerr Stefan Zweig auch im Exil noch vor Augen steht, wird aus einem Brief an Joseph Roth aus dem Jahr 1936 erkennbar: „Außer Ihnen will ich [in Paris] von Deutschen nur Ernst Weiß sehen. Was ist das für ein widerliches Gegeneinander jetzt – dieser Feldzug gegen Thomas Mann, Hesse, Kolb und meist von Leuten, die, wenn sie sich eine Vorhaut rasch hätten ausborgen können, still oder laut in Deutschland säßen. Warum die Freude Göbbels [sic!] bereiten, daß das andere Deutschland sich bespuckt wie weiland Kerr und Kraus! Wie schade das Alles, wie *unpolitisch*!“ (In: Joseph Roth: *Briefe 1911 – 1939.* Hrsg. von Hermann Kesten. Köln u. Berlin 1970, S. 448.) [↑](#footnote-ref-7)
8. Vgl. Elias Canetti: *Das Augenspiel.* Lebensgeschichte 1931 – 1937. München u. Wien 1985, S. 200 ff. [↑](#footnote-ref-8)
9. Frithjof Trapp: Stefan Zweig – ein Beispiel für die Aufgaben der Zukunft? – In: *Exil* 12 (1992), H. 2, S. 91 – 93. [↑](#footnote-ref-9)
10. Stefan Zweig: *Briefe 1932 – 1942,* S. 58 ff., hier zitiert in der Übersetzung S. 424 – 427. [↑](#footnote-ref-10)
11. Zum Gesamtkomplex vgl. Fred K. Prieberg: *Musik im NS-Staat.* Frankfurt a.M. 1982, S. 203 – 208. [↑](#footnote-ref-11)
12. Zitat bei Gert Kerschbaumer: *Stefan Zweig.* Der fliegende Salzburger. Salzburg 2003, S. 313. Kerschbaumer nennt auch die genauen Daten der Zusammenarbeit von Strauss und Zweig: vom 23. Februar 1933 bis zum 17. Januar 1935. Zweigs nachträglicher Kommentar hinsichtlich des Verhaltens von Richard Strauss ist eindeutig: „Der musikalische Genius hat bei Strauss in einem ziemlich mittelmäßigen Menschen Platz ergriffen“ (Zitat bei Volker Michels: „Im Unrecht nicht selber ungerecht werden!“ Stefan Zweig, ein Autor für morgen in der Welt von heute und gestern. – In: *Exil* 12 (1992), H. 1, S. 4 – 18, hier S. 16. [↑](#footnote-ref-12)
13. Fred K. Prieberg zitiert eine Besprechung der Uraufführung im *Berner Bund*, in der die Bedeutung der Tatsache hervorgehoben wird, dass hier „ein so prononziert nichtarischer Autor wie Zweig ganz gegen den bisherigen strengen Ausschluß solcher Schriftsteller und Künstler nunmehr auf deutschen Bühnen unter ausdrücklicher Zustimmung regierender Kreise [!] gespielt wird“ (a.a.O., S. 207). Aufschlussreich in Hinblick auf die Persönlichkeit von Strauss ist auch ein Schreiben von Strauss an Zweig vom 17. Juni 1935 (ebd.). [↑](#footnote-ref-13)
14. Brief von Stefan Zweig an Joseph Roth vom 3. November 1933. – In: Joseph Roth: *Briefe*, S. 284. Der Brief erschien im *Börsenblatt* „plakativ und exponiert auf rotem Papier“ (Volker Michels: „Im Unrecht nicht selber ungerecht werden!“, S. 14. [↑](#footnote-ref-14)
15. Im Original auf Französisch, hier zitiert nach der Übersetzung in: Stefan Zweig *Briefe.* 1932 – 1942, S. 424 ff. [↑](#footnote-ref-15)
16. Im Kommentar des Briefes wird darauf hingewiesen, dass Romain Rolland am 15. März 1933 in *Europe* einen Artikel „À propos du facisme allemand“ veröffentlicht hatte. [↑](#footnote-ref-16)
17. So Zweig in einem Brief an Joseph Roth vom 27. März 1936 (in: Joseph Roth: *Briefe 1911 – 1939.* Hrsg. von Hermann Kesten. Köln u. Berlin 1970, S. 461). [↑](#footnote-ref-17)
18. Zweig bemühte sich im Haus Rothschild in London in geschlossener Gesellschaft um humanitäre Hilfe für verfolgte jüdische Kinder (Kerschbaumer: *Zweig*, S. 295 f.); er unterstützte Joseph, Ernst Weiß und andere exilierte Schriftsteller, ohne von dieser Tatsache Erwähnung zu machen. [↑](#footnote-ref-18)
19. Thomas Mann: *Miszellen*. – In: Thomas Mann: *Das essayistische Werk.* Taschenbuchausgabe in acht Bänden. Hrsg. von Hans Bürgin, S. 226 f. [↑](#footnote-ref-19)